

Svenja Kuntze

Resignative Reife

Jens Stürmer: Mit 15 wollte Jens Stürmer wie Rudi Dutschke sein. Mit 16 nahm er an den 68er Ostermärschen teil, gab eine Schülerzeitung namens „Virus“ heraus und rief „Enteignet Springer“. Mit 16 ½ war er zum ersten Mal völlig stoned und lauschte weltvergessen den stampfenden Rhythmen von Frank Zappa und den Mothers of Invention auf den Essener Songtagen. Mit 17 organisierte er sein erstes eigenes und einziges Popfestival.

Mit 17 ½ flog er von der Schule, arbeitete wie später Günter Wallraff bei einem Thyssensubunternehmer und erwirtschaftete sich einen nicht unerheblichen Nebenverdienst durch das Dealen mit hanfversetzten leichten Drogen. Nebenbei und zum ersten Mal las er Marx. Erschließen wollten sich ihm dessen Worte aber nicht. Aber egal.

Mit 20 trat er an der Uni der Sozialistischen Hochschulgruppe (SHG) bei. Er wurde nun offiziell Sozialist oder Marxist oder so und studierte Marx nun intensiver in den K-Schulungen der SHG. Es galt, die wissenschaftlich unvermeidliche proletarische Revolution zu organisieren. Über das Vorwort und den ersten Satz des „Kapital“, wonach „Der Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht“ als „eine ungeheure Warensammlung“ erscheint, kam die Schulung aber nicht hinaus. Zu komplex und sperrig waren die Worte des großen Trierers. Aber da musste man durch.

Dass das Proletariat nicht mitmachen wollte und die Revolution auf sich warten ließ, war kein Fehler der Sozialisten um Jens Stürmer, sondern eindeutig ein Fehler des Proletariats. Es dachte falsch und war noch zu dumm, das Richtige auch richtig zu tun. Darum gab es ja Sozialisten wie Jens.

Mit 24 zog er sich von der Gruppe und dem Sozialismus zurück. Er wollte nun doch mal einen richtigen Abschluss an der Uni zu machen. Oder hatte er ob der lahmen Revolution einfach nur resigniert? Er wusste es nicht, es war ihm auch ziemlich egal. Denn die kindische Radikalisierung, die der revolutionäre Elan bei Baader und Meinhof nahm, ekelte ihn an.

Der Abschluss gelang ihm mit einer Arbeit über Immanuel Kant. Den verstand er zwar auch nicht in Gänze, aber die preußische Strenge des Kategorischen Imperativs sprach Jens doch mehr an als die rheinische Dynamik des Kommunistischen Manifests. Mit 28 promovierte er über Marx: Endlich, so glaubt er, habe er ihn verstanden. Und so kritisierte er die Kritik der Politischen Ökonomie von Karl Marx mit Summa cum laude.

Mit 29 war Jens im akademischen Olymp angekommen.

Carla Schröder: Mit 15 hatte die bildschöne Carla nur eines im Kopf: Germany's next top Model zu werden. Ihre Eltern wollten das aber nicht, so dass Heidi von Carla nie was hörte. Mit 16 büxte sie von zu Hause aus, kam aber nur bis zum Busbahnhof, da der iPhoneakku den Geist aufgab und Carla ohne Navi-App verloren war. Kurz danach eröffnete sie ihren ersten Modeblogg: Flotte Sprüche und heiße Tipps zu

Szene-Läden und Modetrends. Mit 17 war Carla die beliebteste Modebloggerin Deutschlands und mit 18 gab sie ihr eigenes Modelabel „Carla´s“ heraus, dem ein halbes Jahr später der eigene Online-Versandhandel folgte. Carla war jetzt Unternehmerin und ein Jahr später – so die Wirtschaftswoche – die ultimative „Youngfashion-lifestyle-queen“ des Landes. Die „ZEIT“ kürte sie zur deutschen Stella McCartney und der „Stern“ ernannte sie zur neuen Jill Sanders. Da war sie knapp 21, leitete ein Unternehmen mit 150 Mitarbeitern und verzeichnete einen Jahresumsatz von sage und schreibe 200 Mio. Euro: ´Carla´s´ – das war Mode, Lifestyle und mehr. Neben dem Online-Versand gibt es inzwischen „Carla´s“-Boutiquen, „Carla´s“-Online-Magazine und „Carla´s“-Mode und bald auch eine eigene Kosmetik-Reihe. Ja, Carla hat es geschafft – oder auch nicht. Denn hinter „Carla´s“ steht Carlas Vater Titus Schröder: er ist es, der das Geschäft betreibt und aggressiv nach vorne bringt. Carla selbst ist nur noch der kreative Kern des Konzerns. Eigentlich nur noch *ein* Kern: um Carla herum scharft sich inzwischen eine ganze Reihe junger kreativer Designer. Viele noch viel jünger als Carla. Aber Carla stört das nicht (mehr). Sie hat sich arrangiert und ist zufrieden.

Anders Sören Faust: Als er mit 36 bei der Stadt Münster anfang, hatte er nach der Promotion schon in drei Firmen die Öffentlichkeitsarbeit auf Vordermann gebracht. Sobald die Abteilung lief, hielt es ihn nicht länger: dann langweilte er sich, dann brauchte, suchte und fand er eine neue Herausforderung. Da ähnelte er seinem großen Idol Alexander von Humboldt. Der fühlte sich eigentlich nur auf seinen Reisen rund um die Welt richtig wohl. Sören war ein Roady, das wusste er. Jetzt war er aber schon 43 und arbeitete noch immer in Münster. Er fühlte sich aber wie Humboldt mit 87, der da seit Jahrzehnten beim Preußenkönig in Berlin festsaß. Sören hatte auch bei seinem jetzigen Arbeitgeber die Öffentlichkeitsarbeit revolutioniert: Völlig neuer Auftritt bei Facebook und im Netz. Mehrfach ausgezeichnet und außerordentlich innovativ. Aber nun lief der Laden, die Routine griff und die bürokratischen Strukturen bei der Stadt nervten. Besonders die Machtkämpfe zwischen den Ämtern und mit der Politik störten Sören. Die hielt er für unnötig. Er wollte (wieder) weg! Als dann das faszinierende Angebot eines jungen IT-Unternehmens aus München lockte, war für ihn klar: er wollte in die bayerische Landeshauptstadt.

Aber Sören hatte inzwischen eine Familie gegründet. Und seine Frau Antje wollte nicht was Sören wollte. Sie hasste Bayern und der gemeinsame Sohn Jan-Pierre (3) sollte unbedingt im heimatlichen Westfalen aufwachsen. Dass Antjes Eltern auch hier lebten, spielte dabei eine nicht unwesentliche Rolle.

Sören entschied sich für Münster und gegen München. Das war jetzt auch schon wieder drei Jahre her. Sie hatten Jan-Pierre gerade eingeschult. Mein Gott, wie die Zeit vergeht.

Trotzdem: Er fühlt sich wie ein Gefangener. Glück geht anders. Aber glücklich war Humboldt in Berlin auch nicht.